

Tag der Offenen Tür im Altenpflegezentrum Werraue, 22.08.2009

Predigt über Lukas 18, 9-14

Das sind schon zwei ziemlich extreme Typen, diese beiden, die Jesus in seinem Gleichnis für uns erfindet. Der eine ist geradezu aufreizend überheblich. Das macht ihn nicht gerade zu einem Sympathieträger. Dabei ist es genau betrachtet eine beachtliche Leistung, von allen Einkünften den Zehnten zu geben – eigentlich ein Vorbild für all die Abzocker und Steuerflüchtlinge unserer Tage. Und zweimal in der Woche zu fasten weckt vielleicht bei manchen Bewunderung für die große Selbstdisziplin, die der Mann aufbringt. Aber den meisten von uns sind solche selbsternannten Tugendhelden wohl eher unheimlich. Sie verkörpern ein eher freudloses, unattraktives Dasein, und so freut der Mensch im Gleichnis sich auch hauptsächlich daran, dass er auf andere herabschaut.

Auch der andere, der Zöllner, ist ein ganz extremer Typ. Bei ihm scheint es kein Fünkchen Stolz und Selbstachtung mehr zu geben. Wer von uns möchte sich je so eine Blöße geben? Selbst wenn wir ganz am Boden sind, versuchen wir doch meist, vor anderen das Gesicht zu wahren.

Nun, der Zöllner im Gleichnis redet auch nicht zu anderen Menschen. Er senkt den Blick, um niemanden zu sehen und hoffentlich von niemandem gesehen zu werden. Wie sehr er sich schämt, sagt er nur zu Gott, dem er eh´ nichts vormachen kann.

Wahrscheinlich findet man diese beiden Typen im täglichen Leben nie in Reinkultur. Aber Jesus zeigt uns in seinem Gleichnis, was hinter den Fassaden von Menschen sein kann. Hinter dem gönnerhaften Auftreten manches Frommen oder Erfolgreichen kann die Lebenseinstellung verborgen sein: „Ich bin halt doch viel besser als die anderen.“ Und hinter den verzweifelten Selbstbehauptungsbemühungen manches Gescheiterten mag das vorherrschende Lebensgefühl sein: „Ich bin am Boden. Ich habe total abgewirtschaftet. Ich kann nicht mehr.“

Vielleicht müssen der Pharisäer und der Zöllner auch gar nicht unbedingt zwei verschiedene Menschen sein. Vielleicht ist jeder von uns zumindest ansatzweise schon beides gewesen, z.B. dieser Pharisäer. Wer von uns hat sich noch nie genüsslich darüber das Maul zerrissen, dass andere sich in etwas Bestimmtem so viel schlechter benehmen als man selbst? Aber genauso ist vermutlich jeder von uns zumindest ansatzweise schon dieser Zöllner gewesen. Denn wer hat sich selbst noch nie als ungenügend erlebt? Wer hat noch nie gedacht: „Das, was ich schaffen sollte, schaffe ich nicht“? So redet Jesus mit beiden Figuren in unser Leben hinein.

Was hat das nun alles mit unserem heutigen Festtag zu tun? Heute ist ein Freudentag, wo wir auch stolz sind auf das, was hier in der Werraue geschaffen werden konnte. Alle, die hier arbeiten, sehen etwas von den Früchten ihrer Arbeit. Es soll ja Christen geben, die kein Lob annehmen können, die glauben, dass ein Christ nicht stolz sein darf. Sie haben vielleicht die Worte aus unserem Predigttext wie eine Alarmanlage im Kopf: „Vorsicht, wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden.“ Aber Jesus will uns mit diesen Worten nicht die Freude am Gelingen austreiben. Er will uns nicht den Stolz auf Erreichtes und ehrlich Erarbeitetes madig machen. Denn in diesem Stolz schauen wir ja nicht auf andere herab; in dieser Freude liegt ja keine Überheblichkeit, die zu Lasten anderer gehen würde.

Nein, ich glaube, die Worte aus unserem Predigttext wollen uns heute eine ganz andere Lebenshilfe geben. Denn auch wenn wir heute unser Festtagsgesicht tragen, wissen wir doch zu gut, dass im Alltag gerade das Leben in einem solchen Haus auch von manchen gefühlten Erniedrigungen begleitet und umgeben wird.

Ich denke an Sie, liebe Bewohnerinnen und Bewohner. Bei wie vielen von Ihnen mag am Anfang Ihres Lebens hier ein „Ich kann nicht mehr“ gestanden haben. Für wieviele von Ihnen mag es eine gefühlte Erniedrigung gewesen sein, dass sie nicht mehr für sich selbst sorgen konnten, eine gefühlte Erniedrigung, die Sie hierher gebracht hat. Heute sagt uns Jesus: Im Moment der gefühlten Erniedrigung ist dir Gottes Gnade ganz nah und ganz groß.

Oder ich denke an Sie, liebe Angehörige von unseren Bewohnerinnen und Bewohnern. Auch für manche von Ihnen mag Ihre Geschichte mit diesem Haus mit einem „Ich kann nicht mehr“ begonnen haben. Sie haben vielleicht über längere Zeit die Mutter, den Vater, die Tante, den Onkel, zu Hause gepflegt, oft bis an den Rand der eigenen Gesundheit. Sie wollten den „Schritt ins Heim“ vielleicht nie tun, diesen Schritt, für den manche leider das böse Wort „abschieben“ verwenden. Aber irgendwann ging es nicht mehr anders. Auch Ihnen sagt Jesus in unserem Text heute: Im Moment des „Ich kann nicht mehr“ ist dir Gottes Gnade ganz nah und ganz groß. Heute feiern Sie dieses Jahresfest mit uns und erleben, dass es auch im Heim schöne Stunden und Augenblicke erfüllten Daseins gibt. Sie sind nicht hier als Menschen, die eine Niederlage erlitten hätten, sondern als geachtete und unverzichtbare Partner unseres Hauses.

Oder ich denke an Sie, die Pflegenden, an Ihren oft aufreibenden Dienst. Wie oft mögen Sie empfinden, dass Ihre Schutzbefohlenen eigentlich mehr Zuwendung bräuchten als das Zeitbudget hergibt. Dass Sie nicht jedem geben können, was Sie vielleicht gern geben würden; wie oft mögen Sie erleben, dass Sie einem Schutzbefohlenen seinen Kummer und seinen Schmerz nicht abnehmen können,

so gern Sie es täten. Ich kann mir vorstellen, dass auch Ihr Alltag viele gefühlte Erniedrigungen kennt. Deshalb ist das auch zu Ihnen gesagt: Im Moment der gefühlten Erniedrigung ist Gottes Gnade ganz nah und ganz groß.

Nicht zuletzt denke ich an Sie, die Führungskräfte, die Verantwortung tragen für das Ganze. Wenn mal wieder das Ergebnis der Pflegesatzverhandlungen hinter den Kostensteigerungen zurückbleibt, wenn der Gürtel mal wieder enger geschnallt werden muss und der Spagat zwischen diakonischem Auftrag und finanziellen Rahmenbedingungen noch weiter gespannt wird, und wenn dann u.U. noch die Erfahrung dazukommt, dass auch in jüngeren Jahren die Gesundheit nicht unerschöpflich ist, dann kann ich mir vorstellen, dass auch Ihr Alltag seine gefühlten Erniedrigungen kennt, Momente des „Ich kann nicht, wie ich will“. Auch Ihnen wird heute in diesem Bibeltext gesagt: Im Moment der gefühlten Erniedrigung ist Gottes Gnade ganz nah und ganz groß.

Durch das, was Jesus uns in unserem Predigttext nahebringt, wird ins rechte Licht gerückt, was Demut ist, dieses unmoderne Wort, das in der Bibel immer wieder so hoch im Kurs steht. Demut ist ganz schlicht die Haltung „Ich akzeptiere meine Grenzen. Ich weiß, dass ich Grenzen habe, ich kenne meine Grenzen. Ich will und muss nicht mehr scheinen als ich bin.“ Und dann gab es im Predigttext noch einen bedrohlich klingenden Satz, um den ich mich nicht herumdrücken will: Wie werden die erniedrigt, die sich selbst erhöhen? Ich glaube, sie werden einfach an ihre Grenzen stoßen. Sie werden auf den Boden der Tatsachen heruntergeholt. Auch der kühnste Überflieger stößt irgendwann an seine Grenzen. Wer wähnt, keine zu haben, für den wird diese unausweichliche Lebenserfahrung eine Erniedrigung sein.

Und wie werden dann die erhöht, die „sich selbst erniedrigen“? Hier geht es nicht um verzwungene Demutsgesten, für die manche Christen auch schon anfällig waren. Es geht vor allem nicht darum, sich kleiner zu machen, als man ist. Sondern es geht um die Erfahrung und die Verheißung: Wer seine Grenzen akzeptiert, wird genau **so, in** diesen Grenzen, von Gott geliebt.

Amen.